

Aufforderung zur Oper

Peter Cossé

Um zeitgenössische Musik von der Papierform zur aufführungspraktischen Wirklichkeit zu lancieren, gibt es zwei Möglichkeiten. Die eine besteht darin, daß zwischen dem Komponisten und einem Zweiten, der Beziehungen, Verantwortung und Einfluß hat, ein Abkommen getroffen wird. Die andere läuft unter dem Motto „Wettbewerb“, wobei dem reizbaren Beobachter des Kulturbetriebs die einander sanft kontrapunktierenden Begriffe „Wettbewerb“ und „Kreativität“ einfallen dürften. Wer neue Opern schreibt, wer sich also an ein Ding heranwagt, das aller Voraussicht nach das Stadium der akustischen Verdinglichung nie erreichen wird, wird gut daran tun, irgendwen zu kennen oder beim passenden Wettbewerb den richtigen Riecher zu haben. Am besten – im ersten Fall – er kennt einen Intendanten, der wiederum den Verleger kennt, dessen Kostenkalkulationen durch Erfolgsaussichten – Reprisen da und dort – vom Tisch diskutiert werden. Der Intendant hat einen Regisseur zur Hand – und wenn alles nach Maß verläuft, sitzt die internationale Presse, gespeist und informiert, pünktlich zur Uraufführung in der 15. Reihe.

Wie soll es auch anders laufen? Wie sollte man etwas in Auftrag geben, wenn man den Verfasser nicht kennt? Ohne Vertrauen und ohne Hoffnung auf eine Tauschgeschäft-Empfehlung, Rückeinladung etc. – kann unter Menschen kaum etwas zustande kommen. Nur Außenstehende machen sich lustig, wenn sie feststellen, von wo etwa ein Organisator eines mittlere-

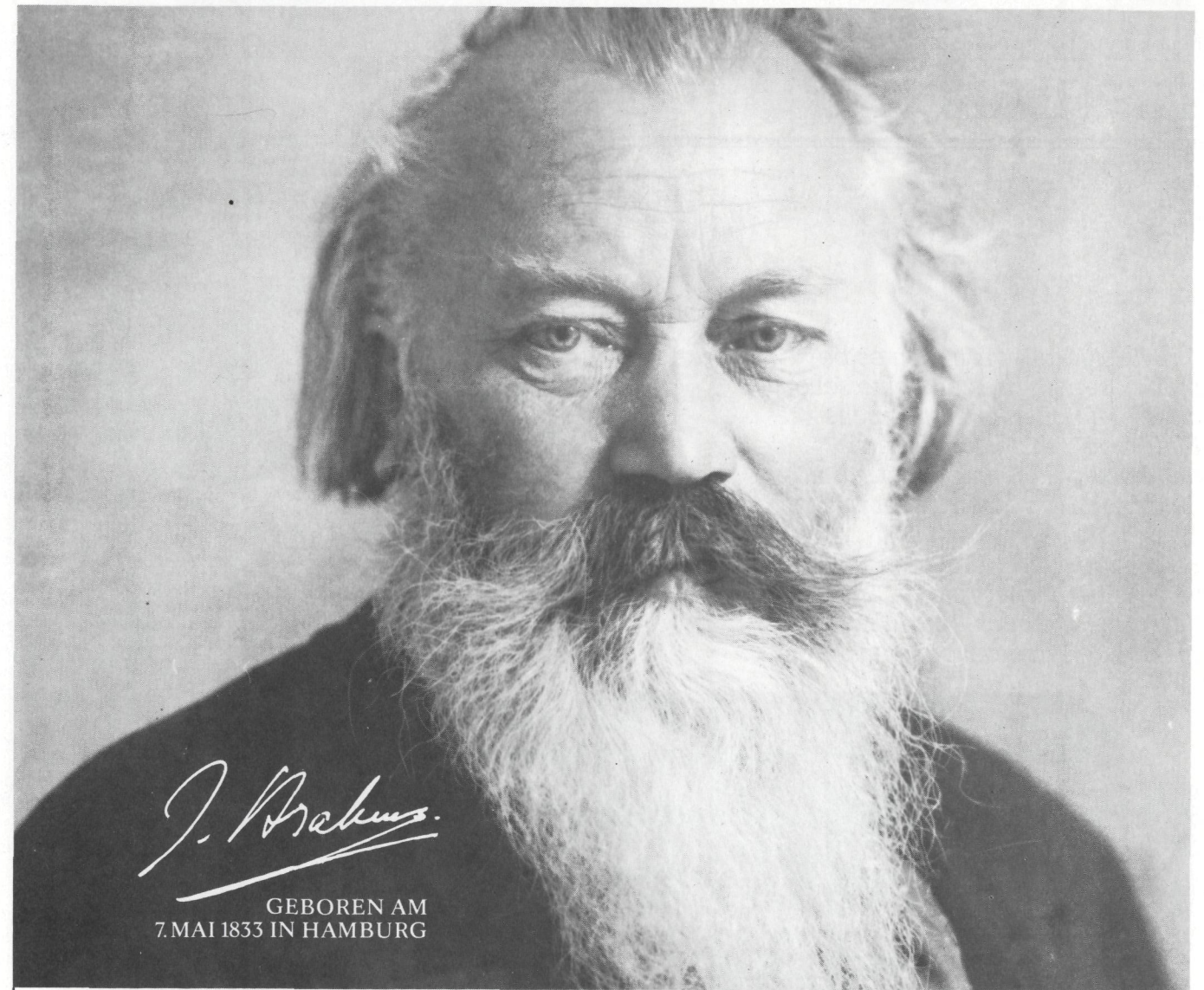
ren Festivals für zeitgenössische Musik seine Gäste herholt – und wo er schon zu Gast war oder vorhersehbar gastieren wird. Die andere Variante, ich deutete es an, folgt den Regeln des freien Konkurrenzkampfes. Im „Wettbewerb“ wird den heutigen Komponisten vor Augen gehalten, daß sie nach wie vor gebraucht werden. Die Theater halten Ausschau, sammeln Partituren ein. Man überlegt, wie sich der traditionelle Überhang an abgespielten, von der Regie buchstäblich ausgewrungen Reißern abbauen ließe.

In den Metropolen werden Juroren zusammengebeten, die – so muß man mutmaßen – Partituren beurteilen können und über genügend Vorstellungsvermögen verfügen, die Theatertauglichkeit eines Elaborats einzuschätzen. Die Wiener Staatsoper hat zu diesem Thema etwas ganz Besonderes ausgeheckt. Sie veranstaltete jüngst einen Opernwettbewerb in der Hoffnung, „die Lebenskraft einer jahrhundertealten Kunstform auch in unserer Zeit“ zu erweisen, so daß sich – Glück auf! – ein neues Stück in die Reihe der Meisterwerke des Staatsopernrepertoires einfügen lassen würde. Das Verfahren bestach durch originellen Zuschnitt. Die Interessenten waren eingeladen, eine musikdramatische Szene von fünf bis zehn Minuten Dauer als Orchesterpartitur vorzulegen – bis zum 1. Mai 1983. Die Ausschreibung erfolgte im Februar 1983. Lorin Maazel der Staatsoperndirektor zeichnete verantwortlich. Die Komponisten, die noch nichts Handliches in der Schublade hatten, mußten sich also sputen. Sie



hatten überdies zu akzeptieren, daß Maazel am Ende der ganzen Angelegenheit ziemlich selbstherrlich verfahren durfte. Unter anderem war es denkbar, daß die von der Jury ausgezeichneten Opernhausaufgaben dem Staatsoperndirektor nicht gefielen. Der läßt zwar generös die Prämien ausbezahlen, erteilt jedoch daraufhin einem Komponisten und Textautor eigener Wahl einen neuen Auftrag, wobei „die Ziele der Ausschreibung in Geltung bleiben“. Wenn Maazel nicht Amerikaner wäre, würde ich das als echt wienerisch bezeichnen.

Der Komponist Ernst Krenek antwortete Herrn Maazel in dieser Angelegenheit in einem hübschen offenen Brief, den ich an dieser Stelle zitieren möchte: „Sehr geehrter Herr Direktor, Ihre mir per Adresse Universal Edition zugestellte Ausschreibung eines Opernwettbewerbs habe ich erhalten. Wie Sie wissen dürften, habe ich bislang zwanzig Opern geschrieben. Von diesen wurde nur eine, ‚Jonny spielt auf‘, 1927, in der Wiener Staatsoper aufgeführt. Eine andere, ‚Karl V.‘, wurde von der Staatsoper bestellt, angenommen, 1934 infolge der Umtriebe der nationalsozialistischen Staatsfeinde vom Probenplan abgesetzt und seither bis heute nicht wieder aufgenommen. Ich darf es als Zumutung erachten, daß Sie von mir erwarten, ich würde in zwei Monaten eine fünf bis zehn Minuten lange Opernszene in Partitur fertigstellen und Ihrer Jury vorlegen, damit sie beurteilen kann, ob ich für die in Punkt 6 (des Reglements, Anm.) vorgesehenen Prozeduren in Frage komme.“ –



J. Brahms
GEBOREN AM
7. MAI 1833 IN HAMBURG

Wo immer es um das Brahms-Klavierwerk geht, ist der STEINWAY
– aus der Geburtsstadt Johannes Brahms' – der unnachahmliche, ideale Mittler

STEINWAY & SONS

PIANOFORTE-FABRIKANTEN · SEIT 1880 IN HAMBURG

